

Pantsula-Strassentanz aus einem südafrikanischen Township

LIFE IN PROGRESS

Seit drei Jahren kommen die jungen südafrikanischen Tänzer **Venter Teele Rashaba** und **Teboho Moloi** immer wieder in die Schweiz, um hier Tanzworkshops an Schulen zu geben. Sie sind wahre Meister des typisch südafrikanischen Strassentanzes PANTSULA. Über 5'000 Schülerinnen und Schüler an etwa 80 Schweizer Schulen haben sie bereits erfolgreich mit dem *Virus* ihrer kraftvollen, rasend schnellen Bewegungen angesteckt. Nächstes Jahr (2018) sind sie wieder hier!

Die Tanzworkshops eignen sich für Schülerinnen und Schüler ab der 1. Primarklasse.



© Christian Glaus

Venter und **Teboho** wirbeln ihre Beine rasend schnell herum – dann erstarren sie plötzlich. **Pantsula** heisst ihr mitreissender Strassentanz. Er entstand in den Siebzigerjahren als Bewegung gegen die Apartheid, heute hilft er Jugendlichen, von der Strasse weg zu kommen. Venter und Teboho sind Meister ihres Fachs. Sie messen sich in an Festivals und bei Wettbewerben mit anderen jungen Menschen. Sie trainieren fast täglich, unterrichten Jüngere und treten regelmässig auf.

Für Schweizer Primarschülerinnen und -schüler ist **Südafrika** ein Land, von dem sie vielleicht schon einmal im Zusammenhang mit der Freiheitsikone **Nelson Mandela** gehört haben. Die Fussballbegeisterten wissen wahrscheinlich, dass dort 2010 die **Fussball-WM** war. Aber abgesehen davon ist Südafrika für die meisten **unvorstellbar weit weg**.

Mit den Tanzworkshops bringen Venter und Teboho **ein Stück Südafrika ins Schulhaus**. Pantsula ist ein Tanz, der so ganz anders ist, als das, was man hier kennt. „Unmöglich“, denken die meisten am Anfang, wenn die beiden Tänzer ihnen vormachen, wie rasend schnell sie tanzen. Doch am Ende des Workshops beherrschen zu ihrem eigenen Erstaunen jeweils fast alle und die unvertrauten Hans- und Fussbewegungen und die komplizierten Schrittfolgen.

Ausserdem haben sie in den Pausen, während sie wieder zu Atem kommen, wie beiläufig etwas **über das Leben in Südafrika** erfahren. Je nach Alter der Schülerinnen und Schüler und je nach den Wünschen der Lehrpersonen erzählen Venter und Teboho von ihrem Alltag im Township, der so ganz anders ist, als der Alltag hier. Von den täglichen **Schwierigkeiten** und den **Hürden**, die sie überwinden müssen, um etwas zu erreichen. Und sie erzählen auch, welche **unglaublich wichtige Rolle** der Pantsula-Tanz dabei für sie spielt.

Pantsula-Tutorial (der Vortänzer kommt im Herbst in die Schweiz):

<https://www.youtube.com/watch?v=r408kWSr1qU>

Ein Ausschnitt aus einer Tanzvorführung, die an der Zürcher Kantonsschule Rämibühl aus einem Intensiv-Tanzworkshop entstand:

<https://vimeo.com/231368983>

Passwort: byfrahafpya

Über Pantsula:

<https://en.wikipedia.org/wiki/Pantsula>

Ein Tanzworkshop dauert in der Regel **90 Minuten**. Unterrichtsziel ist, dass die Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Ende eines Workshops eine **einfache Pantsula-Choreographie** beherrschen. Ausserdem erfahren sie etwas über die Geschichte des Pantsula-Tanzes und über die Rolle, die Pantsula im **heutigen Township-Alltag** spielt.

Alter, Klassengrössen, Kosten, Termine

Die Tanzworkshops eignen sich für **alle Altersstufen**, von der 1. Primarklasse über die Mittel- und Oberstufe bis zu Gymnasien und Berufsschulen. Die Gestaltung der Workshops stimmen die Tänzer auf das Alter der Teilnehmenden ab.

Pro Tanzworkshop können bis zu ca. **40 Schülerinnen und Schüler** teilnehmen. Nach Absprache sind aber auch grössere Klassen möglich.

Ein **Workshop** von **90 Minuten** Dauer kostet **CHF 300.-**. Werden an einer Schule mehrere Workshops durchgeführt, kostet ein **halber Tag CHF 500.-**, ein **ganzer Tag CHF 800.-**. Dazu kommen die Fahrkosten für zwei Personen an den Ort der Schule (2. Kl., 1/1-tax).

Im **Kanton Zürich** übernimmt die Fachstelle **Schule&Kultur** die Hälfte der Kosten der Workshops. Im **Kanton Bern** können für die Workshops **Kulturgutscheine** beantragt werden (bis spätestens 30 Tage vor dem Anlass). Im **Kanton Aargau** gibt es bei der Fachstelle **Kultur macht Schule** für die Workshops **Impulskredite**.

Für Reservationen, Anmeldungen und allfällige Fragen zu den Tanzworkshops wenden Sie sich bitte an Joy Amendola, joy.amendola@uzh.ch, +41 79 673 89 70.

Auf Wunsch können auch gerne Kontakte zu Lehrpersonen vermittelt werden, die in früheren Jahren Pantsula-Tanzworkshops durchgeführt haben.

Streit um Rebberg Fluntern geht in die nächste Runde *Seite 16*

Die Rechnung der Stadt Zürich schliesst besser als geplant *Seite 17*

Es könnte eine Nachspielzeit für Zürichs Ständeräte geben *Seite 17*

Wie Jean-Luc Godard mit der 3-D-Technik spielt *Seite 19*



Training der Tanzgruppe Taxido in der Township Katlehong – eine Szene aus dem Dokumentarfilm.



Szenenwechsel: Am Dienstag trainieren Taxido-Tänzer mit Zürcher Gymnasiastinnen.

SIMON TANNER / NZZ

Tanzen für den Fortschritt – und gegen die Misere

Junge Erwachsene aus der Township Katlehong begegnen Zürcher Gymnasiasten

Die südafrikanische Township Katlehong zählt etwa gleich viele Bewohner wie Zürich – die Lebensrealitäten jedoch könnten unterschiedlicher nicht sein. Eine tänzerische und filmische Begegnung zwischen den beiden Kulturen sprengt die Grenzen.

Brigitte Hürlimann

Rennen, rennen, so schnell man kann, einer imaginären, staubigen Strasse entlang. Die ersten Schweisstropfen glänzen auf der Stirn, nun wird auch noch der Arm gereckt, zwei Finger gespreizt, denn das bedeutet: Sammeltaxi, bitte anhalten, nehmt mich mit, ich will nach Johannesburg. Das Taxi hält, führt die Fahrgäste in die südafrikanische Wirtschaftsmetropole, dort angekommen und ausgestiegen, wird der Gang schon wesentlich gelassener. Cool schlendert man einer Clique entgegen, die auf der Strasse um Geld würfelt, man schliesst sich dem Spiel an, in der Hoffnung, ein paar Münzen zu ergattern, dann gäbe es endlich eine Mahlzeit, der Magen knurrt schon lange. Doch, Obacht, beim Würfelspielen ist der Blick stets nach

hinten zu richten, kreuzt die Polizei auf, lässt man Würfel und Münzen rasch verschwinden. Nach dem Spiel verabschiedet man sich von den Kumpanen dieses Nachmittags und tritt von dannen.

Eine Szene, die alltäglicher nicht sein könnte, sie ist deshalb in den Pantsula-Tanz geflossen, den Jerry, seine Frau Zephe und die drei Jungs Venter, Tshidiso und Teboho für ihren Besuch in Zürich einstudiert haben und den sie ihren Gastgebern nun geduldig beibringen. Am Dienstagnachmittag gastiert die südafrikanische Truppe im Gymnasium Unterstrass: Vierzig Schülerinnen und Schüler tanzen begeistert mit, lassen sich anstecken vom Enthusiasmus, von der Kreativität und der Lebensfreude dieser fünf Township-Bewohner. Schwarz oder weiss, reich oder arm, europäisch oder afrikanisch – einen Nachmittag lang verschwimmen die Grenzen, der Jubel ist gross, auf beiden Seiten.

Aber halt: Lebensfreude? Enthusiasmus? Jerry, Zephe, Venter, Tshidiso und Teboho wohnen in der Township Katlehong, rund dreissig Kilometer südöstlich von Johannesburg entfernt. Dort leben ausschliesslich schwarze Menschen, in einfachen Häusern und schäbigen Hütten, es gibt kaum eine städtische Infrastruktur, keine Sehenswür-

digkeiten – keinem Weissen, sei es ein Südafrikaner oder ein Tourist, würde es in den Sinn kommen, in Katlehong spazieren zu gehen. Die Township hat im Unabhängigkeitskampf gegen das Apartheidregime blutige Zeiten erlebt. Seit zwanzig Jahren ist die Apartheid zwar überwunden, die Segregation aber immer noch allgegenwärtig im Land.

Die Zürcher Filmemacherin Irene Loebell hat sich aufgemacht, das Leben der ersten, frei geborenen schwarzen Generation in Südafrika zu erkunden. Aus der mehrjährigen Arbeit ist ein ungewöhnlich naher Dokumentarfilm entstanden, der ab Sonntag in den Schweizer Kinos läuft. «Life in Progress» heisst der Film, und der Titel ist doppeldeutig: Progress, also Fortschritt, lautet die Übersetzung des Township-Namens Katlehong, und Fortschritt erhoffen sich auch die Teenager, die sich in Jerrys Tanzgruppe Taxido organisiert haben, dort hart trainieren und versuchen, der Misere zu entkommen. Zumindest einen Monat lang geht ein Traum der jungen Erwachsenen aus der vernachlässigten Township in Erfüllung. Die Zürcher Filmemacherin hat sie in die Schweiz geholt und tourt mit ihnen quer durchs Land. Die Protagonisten stehen einerseits dem Kinopublikum Red und Ant-

wort, andererseits vermitteln sie an hiesigen Schulen ein Stück südafrikanische Realität. Eine Aufgabe, die ihnen nicht nur leichtfällt. Fast alle sagen sie in den Gesprächen mit dem Filmpublikum oder den Schülerinnen und Schülern, dass es schmerzhaft sei, auf der Leinwand mit dem eigenen Leben konfrontiert zu werden, mit so vielen Problemen, so viel Schmerz und einem unglaublich schwierigen Umfeld.

Venter und Tshidiso wachsen in elenden Hütten auf, zusammen mit ihren Geschwistern. Die Väter sind weit weg, die Mütter haben keine Zeit, sich um den Nachwuchs zu kümmern, Hunger ist ein ständiger Gast, und manchmal machen die Ratten derart Lärm, dass man nicht schlafen kann. Als dann eines Tages Irene Loebell mit ihrer mobilen, kleinen Kamera im Trainingslokal von Taxido auftaucht und das Alltagsleben der Jugendlichen zu begleiten beginnt, staunen alle sehr. Die meisten von ihnen kannten zuvor keine weissen Menschen – und schon gar keine, die sich für sie und ihr Leben interessieren, sich nicht vor ihnen fürchten, nur weil sie schwarz sind und in der Township leben.

Im Gymnasium Unterstrass hingegen kommt es zu herzlichen Begegnungen, die Berührungsängste sind schnell

überwunden, und spätestens beim gemeinsamen Tanz verschwinden die Alltagsprobleme im Hintergrund – nur vorübergehend zwar, aber auf beiden Seiten. Die fünf südafrikanischen Gäste berichten offen von ihren ersten Eindrücken in der Schweiz. Venter vermisst die Musik und das Stimmengewirr der Menschen, Jerry, der Älteste, der Chef der Truppe, der in den gewalttätigen Befreiungskampf verwickelt war, fällt die Distanziertheit der helvetischen Bevölkerung auf. Jerry hatte 2003 die Tanzgruppe Taxido gegründet, um Jugendliche von der Strasse zu holen, ihnen eine Perspektive zu bieten, um zu verhindern, dass sie in die Kriminalität abgleiten. Die Tanzschüler, sagt er, seien seine Kinder, die Truppe seine Liebe und Leidenschaft. Beides teilen er, seine Frau und die drei Jungs noch bis Ende März mit Schweizer Jugendlichen.

«LIFE IN PROGRESS»

Ein ausführliches Interview mit der Zürcher Filmemacherin Irene Loebell mit Bildern und Trailer.

 www.nzz.ch

«Townships sind die städteplanerische Konsequenz einer Anmassung»

Die Zürcher Filmemacherin Irene Loebell über ihren jüngsten Dokumentarfilm, «Life in Progress»

Irene Loebell, was war Ihre Motivation, in einer südafrikanischen Township über die erste Generation der frei geborenen schwarzen Jugendlichen einen Film zu drehen?

Es sind die Township-Bewohner gewesen, die wesentlich dazu beigetragen haben, den Sturz des Apartheidregimes in einer jahrzehntelangen, blutigen Auseinandersetzung herbeizuführen. Und man darf nicht vergessen, dass die Schweiz zu jenen Ländern gehörte, die sich den Uno-Boykotten gegen das Apartheid-Regime nicht angeschlossen hatten und zum Teil davon profitierten, dass Unternehmen in die Lücken sprangen konnten, die andere Länder hinterlassen hatten. Mich interessierte, wie das Leben zwanzig Jahre nach dem Ende der Apartheid dort verläuft, wo die Menschen sind, gegen die sich die Apartheid gerichtet hatte. Und zwar in ganz konkreten, alltäglichen Details.

Die porträtierten Jugendlichen und der Tanzgruppenleiter leben in Katlehong. Wie sind Sie auf diesen Ort gestossen?

Katlehong erlebte in der Übergangszeit nach 1990 eine schlimme Periode; also in jenen letzten Jahren der Apartheid, nachdem Nelson Mandela freigelassen worden war und das Ende der Apartheid nur noch eine Frage der Zeit gewesen war. Katlehong wurde im Machtkampf, der in dieser Zeit ausbrach, eine der am stärksten umkämpften Townships Südafrikas. Das hat mich interessiert: ein Ort, wo die blutige Vergangenheit im übertragenen Sinne unmittelbar unter dem staubigen Boden liegt.

Wie haben Sie sich in dieser Township-Welt bewegt?

Man kann sich als weisser Mensch dort bewegen, wenn man das mit einer gewissen Vorsicht tut. Ich habe mich vorsichtig und langsam angenähert. Mir war klar: Ich darf mich nicht in Situationen begeben, in denen ich Angst habe, sonst kann es gefährlich werden. Lange Zeit bin ich nur an Orte in der Township gefahren, wo ich zu einer bestimmten Zeit mit einer bestimmten Person abgemacht hatte. Auf diese Weise habe ich

den Radius schrittweise vergrössert, in dem ich mich sicher fühlte. Tatsächlich habe ich mich aber in all den Jahren, in denen ich mit der Kamera allein in der Township unterwegs war, nie physisch bedroht gefühlt. Im Gegenteil, je länger ich dort war, umso mehr fühlte ich mich



«Die Schweiz hat von der Apartheid profitiert.»

Irene Loebell
Filmemacherin

von den Menschen in der Township beschützt. Es ist allerdings nicht ratsam, unvorbereitet und gleichzeitig unbegleitet eine Township zu betreten.

In Ihrem Film zeigen Sie gleich zu Beginn eine Flugaufnahme, einen Adlerblick auf Katlehong. Die Township wirkt

nicht nur arm, sondern auch auffallend monoton.

Eine städtische Infrastruktur gibt es bis heute nicht. Die Vorstellung der Apartheid-Architekten war so: Townships sind Schlafstädte für die Menschen, die in den umliegenden Fabriken arbeiten. In der Zeit, die sie nicht in der Fabrik verbringen, sollen sie schlafen. Für andere Tätigkeiten brauchen sie keine Infrastruktur. Diese Infrastruktur ist erst jetzt langsam am Entstehen.

Und Schwarze sollen sich nicht in den Städten aufhalten, wo die Weissen leben. Townships sind die städteplanerische Konsequenz dieser unglaublichen Anmassung des Apartheid-Regimes, dass Südafrika ein Land der Weissen sei. Natürlich, jede weisse Familie hatte einen Gärtner, ein Kindermädchen, eine Putzfrau. Die wurden in irgendwelchen schäbigen Abstellkammern oder Hütten in einer Ecke des Grundstücks untergebracht. Aber abgesehen davon sollte Südafrika ein Land von Weissen sein. Die Schwarzen lebten, so-

lange sie Arbeitskräfte waren, in den Townships, ausserhalb der Stadt.

Konnten Sie während der Dreharbeiten in Katlehong leben?

Ich habe das anfangs erwogen, und aus zwei Gründen habe ich es dann doch nicht getan. Der eine hat mit dem Film zu tun, der andere war praktischer Natur. Das Leben in der Township ist unglaublich anstrengend. Die Menschen wohnen dicht aufeinander, die Wände sind dünn, es ist laut. Überall herrscht ein hoher Energiepegel, alle Menschen sind auf irgendeine Weise am Kämpfen. Ziemlich bald wurde mir klar, dass ich es psychisch nicht schaffe, ständig in der Township zu sein, und dass es auch nicht gut für den Film ist. Das ständige Weggehen und Wiederkommen hat meinen Blick geschärft. Und es hat die Wahrnehmung von Jerry und den Jugendlichen verändert. Ich war immer wieder etwas Besonderes, wenn ich kam. Für das, was sich vor der Kamera abspielte, war das nützlich.

Interview: Brigitte Hürlimann

Basler Schüler lernen Township-Tanz

Austausch Der Dok-Film «Life in Progress» erzählt von südafrikanischen Jugendlichen – diese Woche besuchten sie Basel



Der Film «Life in Progress» erzählt die Geschichte von Tshidiso (links) und Venter (Mitte). In Basel lehren sie Schülern den Township-Tanz Pantsula und diskutieren mit ihnen über Armut und Rassismus.

VON ANNIKA BANGERTER

Die beiden jungen Tänzer Tshidiso und Venter trippeln an Ort und Stelle als Jerry, der Leiter der Tanzgruppe, ruft: «Heute werden wir Spass miteinander haben!» Das Versprechen richtet sich an eine Schulklassen des Gymnasiums Leonhard. Die 17-Jährigen stehen noch ein wenig schüchtern in Gruppen. Sie scheinen nicht genau zu wissen, was sie erwartet: Einige tragen knallenge Jeans, andere weite Trainingshosen.

«Pantsula ist in den Townships von Südafrika sehr bekannt, die meisten Jugendlichen tanzen diesen Stil», sagt Jerry. So viel zum theoretischen Crash-Kurs. Nun zur Praxis: Füsse stampfen immer schneller auf den Boden, die Hände berühren die Zehen, schnellen hoch, stützen sich in die Hüfte. Nach ein paar Minuten fliegen die ersten Jacken auf den Boden, Backen röten sich und lange Haare werden zu Pferdeschwänzen hochgebunden.

Pantsula, der rasend schnelle Tanz aus Südafrika, unterrichten die drei jungen Tänzer Tshidiso, Venter, Teboho und die Tänzerin Thardiwe zurzeit in verschiedenen Schweizer Schulen. Die vier sind Mitglieder der Tanzgruppe Taxido. Über diese drehte die Zürcher Regisseurin Irene Loebell den Dokumentarfilm «Life in Progress».

Jeder Schritt hat eine Geschichte

Während vier Jahren begleitete sie junge Tänzer auf ihrem Weg zwischen bejubelten Auftritten und bitterer Armut. Denn die Mitglieder von Taxido leben in Katlehong, einer Township nahe Johannesburg. Diese liess die Apartheid-Regierung als Wohnsiedlungen für die Schwarzen bauen. Die Kamera von Irene Loebell fängt den gegenwärtigen Zustand der Bewohner ein: Tshidisos Zuhause mit einem Wellblechdach und mit Plastik überzogene Wände. Oder Venter's Zimmer, das er mit seinen vier Brüdern teilt.

Seit vier Wochen sind die Tänzer in der Schweiz. Und bringen den Tanz Pantsula Schülern aller Altersstufen bei. In einem Dachzimmer mit Holzbalken lassen sie die Gymnasiasten an Ort und Stelle rennen. Schneller. Immer schneller. «Wenn wir uns mit Verspätung auf den Schulweg aufmachen, laufen wir los», sagt Teboho, der eine Wollmütze trägt. Die Mädchen in der ersten Reihe fächeln sich Luft zu, tupfen Schweißstropfen von ihrer Stirn. Teboho erklärt den Schülern, wie Pantsula funktioniert: Jeder Schritt erzählt eine Situation. Die Hand in die Luft? «Wir winken ein Taxi zu uns.» Der Blick zurück? «Wir gucken, ob die Polizei uns folgt.» Bewegung für Bewegung erklärt Teboho die Symbolik der Choreografie. Und so hetzen die Basler Schüler schon bald durch die Township, spielen das verbotene Würfelspiel oder imitieren den Schritt der Einwohner der Hauptstadt. «Ihr seid grossartig», feuert Venter die Gruppe an.



Das Paar probt für den nächsten Auftritt. Eine Szene aus «Life in Progress».

ZVG

ken lassen sie die Gymnasiasten an Ort und Stelle rennen. Schneller. Immer schneller. «Wenn wir uns mit Verspätung auf den Schulweg aufmachen, laufen wir los», sagt Teboho, der eine Wollmütze trägt. Die Mädchen in der ersten Reihe fächeln sich Luft zu, tupfen Schweißstropfen von ihrer Stirn. Teboho erklärt den Schülern, wie Pantsula funktioniert: Jeder Schritt erzählt eine Situation. Die Hand in die Luft? «Wir winken ein Taxi zu uns.» Der Blick zurück? «Wir gucken, ob die Polizei uns folgt.» Bewegung für Bewegung erklärt Teboho die Symbolik der Choreografie. Und so hetzen die Basler Schüler schon bald durch die Township, spielen das verbotene Würfelspiel oder imitieren den Schritt der Einwohner der Hauptstadt. «Ihr seid grossartig», feuert Venter die Gruppe an.

Tänzerin erstaunt ob Mädchen

Seit knapp einem Monat tingeln die Südafrikaner gemeinsam mit der Regisseurin Irene Loebell durch die Schweiz. Zürich, St.Gallen, Bern waren Stationen – in der Region Basel, Muttenz und Münchenstein. Bis zu drei Workshops mit Tanzunterricht und Gesprächsrunden stehen täglich auf dem Programm.

«Das ist bislang die beste Gruppe», sagt Thardiwe. Die 25-jährige Tänzerin, die auch in ihrer Heimat unterrichtet, ist besonders von den Schweizer Mädchen überrascht. «In Südafrika gelten die Jungs als die begabten Tänzer. Mädchen dürfen häufig gar nicht tanzen. Sie müssen sich früh um den Haushalt kümmern», sagt Thardiwe. Deshalb gebe es mehr Knaben, die mit ihrem Talent auf den Bühnen glänzen. «Hier erfahre ich das Gegenteil. Die Mädchen sind viel lockerer als die Jungs. Sie zeigen viel Talent», sagt die Tänzerin, die täglich sechs Stunden trainiert. Ein festes Einkommen gibt ihr dies nicht, einen zusätzlichen Job hat sie nicht: «Wir können uns die Uni nicht leisten», erzählt sie den Basler Gymnasiasten. Venter nickt und doppelt nach: «Ihr wachst privilegiert auf, seid dankbar dafür. Es gibt viele in eurem Alter, denen es nicht so gut geht.»

Die Tänzer der Gruppe Taxido gehören zur ersten Generation schwarzer Südafrikaner, die nach dem Ende der Apartheid aufwuchsen. Irene Loebell zeigt den Alltag dieser jungen Menschen, der von Arbeitslosigkeit, abwesenden Vätern oder HIV geprägt ist. «Per Gesetz sind die Schwarzen seit



In Katlehong, einer Township nahe Johannesburg, wuchsen die Tänzer auf.

ZVG

zwanzig Jahren gleichgestellt. Im Alltag Südafrikas ist die Trennung zwischen Schwarzen und Weissen aber immer noch enorm», sagt Loebell. So sei sie für die Tänzer die erste Weisse gewesen, zu denen sie eine Beziehung aufbauen.

Rassismus auch in Zürich erlebt

Das Thema Rassismus diskutieren die Südafrikaner auch mit den Schülern nach den Tanzworkshops. Und sie mussten lernen, dass auch in der Schweiz die Hautfarbe Schranken ziehen kann. So liess in Zürich ein Türsteher die Gruppe nicht in eine Bar. Als Grund gab er an, dass er mit Menschen wie ihnen immer Probleme hätte. «Sie haben sofort verstanden», sagt Irene Loebell.

Gänzlich anders verlief die Begegnung zwischen den Südafrikanern und den Gymnasiasten. Bereits nach den ersten Aufwärmungsübungen erhalten die Tänzer Applaus und Jubel. «Sie haben so viel Energie, das reisst einen sofort mit», sagt ein Schüler. Er habe zwar Tanzerfahrung, aber: «Die nützt mir hier nichts, das sind ganz andere Bewegungen.» In den Pausen knipsen die Schüler mit ihren Handys Gruppen-

fotos. Und sobald die Musik abgedreht ist, bilden sich um die Tänzer kleine Gruppen. «Also wie viele Freundinnen hast du nun wirklich», will ein Schüler von Tshidiso wissen und legt ihm den Arm um die Schultern.

Der Tänzer brüstete sich zu Beginn des Films, dass er mit insgesamt elf Freundinnen zusammen sei. «Es ist sehr speziell, dass plötzlich die Protagonisten aus dem Film vor einem stehen», sagt eine Schülerin. Als ob sich die jungen Menschen aus zwei verschiedenen Kontinenten schon lange kennen würden, wird über Vergangenes diskutiert. Aber vor allem auch nachgehakt, was in der Zwischenzeit alles passiert ist. Und so bestätigt eine Schülerin, was Jerry am Morgen prophezeite: «Wir hatten unglaublich viel Spass.»

Der Dokumentarfilm «Life in Progress» läuft an folgenden Daten: Samstag, 28. März, 12.20 Uhr, Sonntag, 29. März, 12.30 Uhr und Mittwoch, 1. April, 12.20 Uhr im **Kultkino** Atelier in Basel.



Ein Video über den Tanzkurs sehen Sie online.

Zürich

Das Tanzen erlöst die Teenager von ihren Sorgen

Erwachsenwerden ist nichts für Feiglinge. Das wissen die Jugendlichen aus einer südafrikanischen Township ebenso wie die Zürcher Gymischüler, die für einen Tanzworkshop zusammengefunden haben.

Mirjam Fuchs

Zürich - Geschickt übernimmt einer der Schüler die Schritte, welche die südafrikanische Tanzlehrerin in raschem Tempo vorzeigt. Den weniger Begabten hilft, dass die kurze Choreografie eine Geschichte erzählt. Sie geht so: Ein Tänzer schlendert durch die Township, ruft ein Sammeltaxi Richtung Johannesburg, gerät dort in ein Würfelglücksspiel und schaut immer wieder über die Schulter, um wegrennen zu können, falls die Polizei vorbeikommt.

Fast hundert 15-jährige Mädchen und Jungen tanzen an diesem Nachmittag in einer Turnhalle der Kantonsschule Wiedikon. Statt dem üblichen Turnunterricht findet ein Workshop der Tanzgruppe Taxido aus Südafrika statt, die den Drittklässlern einige Schritte des Pantsula-Tanzes beibringt. Die Gruppe ist im März in der Schweiz unterwegs und unterrichtet an rund 20 verschiedenen Schulen.

Zu Beginn des zweistündigen Kurses, während sich die fünf Südafrikaner noch aufwärmen, warten die Schüler in Grüppchen, säuberlich getrennt nach Geschlechtern. Die Schülerinnen und Schüler kichern, beäugen sich misstrauisch oder lästern. Aus Erwachsenensicht ist nichts dabei, wenn Mädchen und Jungen für einmal gemeinsam Turnunterricht haben. Erwachsene vergessen, wie schnell im Teenager-Leben ein Drama ausgelöst ist. Der 15-jährige Lovre erzählt: «Als wir erfuhren, dass wir mit den Mädchen zusammen einen Tanzworkshop haben, war das für einige ein Schock.» Die Vorstellung, in Turnkleidern vor dem anderen Geschlecht zu tanzen, sorgte für Unmut. Doch sobald die Schüler tanzen, legt sich die Aufregung, und statt Äusserlichkeiten wird das tänzerische Können verglichen.

Tanzen statt Rumhängen

Dass an diesem Nachmittag Zürcher Gymischüler von Südafrikanern Pantsula lernen, ist der Filmemacherin Irene Loebell zu verdanken. Die Tänzer sind Protagonisten in ihrem Dokumentarfilm «Life in Progress», der aktuell in den Schweizer Kinos läuft. Der Film ist eine Coming-of-Age-Geschichte: Loebell begleitet die beiden Jungs Tshidiso und Venter und das Mädchen Seipati mit der Kamera beim Erwachsenwerden. Sie alle leben in einer Township unweit von Johannesburg namens Katlehong, was übersetzt «Progress», also «Fortschritt», bedeutet. Der Titel des Films passt: Die jungen schwarzen Menschen kämpfen ums Weiterkommen, aber auch gegen



Ob sie es auch so gut können wie wir? Teboho Moloi und eine Schülerin beäugen ihre Mittänzer. Foto: Doris Fanconi

ihre Lebensbedingungen, die alles andere als fortschrittlich sind. Jugend in der Township, das heisst: aufwachsen ohne Vater, Furcht vor HIV-Ansteckungen, ungewollte Schwangerschaft, Leben in Armut, Hunger. Das Tanzen hilft den Jugendlichen, ihren alltäglichen Überlebenskampf zu vergessen.

Pantsula ist inspiriert vom Leben auf den staubigen Strassen der Townships Südafrikas. Entstanden ist der Tanz im Gangstermilieu der 50er- und 60er-Jahre. Die heutigen Tänzer sind keine Kriminelle. Im Gegenteil: Pantsula-Tanzgruppen sind heute eine Chance für Jugendliche, von der Strasse wegzukommen. Jerry Zwane, der Älteste der fünf Südafrikaner, leitet die Tanzgruppe Taxido. Er sagt: «Das tägliche Training und die Auftritte mit der Gruppe geben den Jugendlichen eine Perspektive.»

Die Townships sind ein städtebauliches Andenken an das Apartheid-Regime. Die Siedlungen aus winzigen Wellblechhütten wurden gebaut, um Schwarze aus den Städten fernzuhalten. Loebell besuchte die Protagonisten ihres Films über vier Jahre lang mehrmals

in der Township. Dorthin verirrt sich auch über 20 Jahre nach dem Ende der Apartheid kaum eine Weisse. Loebell sagt: «Die Jugendlichen hatten, bevor sie mich kennen lernten, noch nie «näheren Kontakt zu einem weissen Menschen.» Für den Dreh tastete sie sich langsam an die Township und die Bewohner heran.

«Es ist sehr still hier»

Loebell interessierte, wie es der «Generation Nelson Mandela», der ersten Generation von Schwarzen, die nach der Apartheid geboren wurden, heute geht. «Sie sind mit dem Versprechen aufgewachsen, dass für Schwarze jetzt alles anders ist», sagt Loebell. Die drei Schicksale in ihrem Film zeigen, dass dem leider nicht so ist: Die Lebensumstände in der Township sind harsch, die Aufstiegsperspektiven begrenzt. Dass eine weisse Person den Bewohnern so viel Interesse entgegenbringe, sei die grosse Ausnahme, erklären die Südafrikaner im Gespräch und scheinen immer noch etwas verwundert darüber, dass eine Schweizer Filmemacherin sie zu den Protagonisten ihres Werks gemacht hat.

Für die Premiere des Films und die Workshops verbringen die fünf Südafrikaner einen Monat in der Schweiz. Die Unterschiede zu ihrer Heimat seien gross. «Es ist sehr still hier», sagt Venter Teele Rashaba. In Südafrika habe es mehr Menschen, es sei immer etwas los. Auch die Jugendlichen seien anders. «Die Schüler hier sind nicht so ans Tanzen gewöhnt wie wir, sie trauen sich weniger.» Beim Unterrichten habe er gemerkt, dass sie sehr offen auf Anregungen reagierten. «Heute sagte ich zu einer Schülerin: «Ich brauche nicht die Alina, die hier zur Schule geht, sondern die Alina, die du bist. Sei dich selbst!» Und schon seien ihr die Schritte gelungen.

Die Vorpremiere in Zürich am Sonntag, 8. März, ist ausverkauft. Am 24. März gibt es eine Sondervorstellung im Riffraff in Anwesenheit der Protagonisten und Irene Loebell. www.lifeinprogress.ch



Rollstuhl durfte nicht ins Gefängnis

Einer Frau mit speziellem Rollstuhl wurde der Einlass ins Flughafengefängnis verwehrt. Jetzt prüft sie eine Anzeige.

Murièle Weber

Kloten - Annelise Ceesay ist empört. Diese Woche wurde der Rollstuhlfahrerin der Zutritt zum Ausschaffungstrakt des Flughafengefängnisses Zürich verweigert. In ihrer Funktion als Präsidentin des «Vereins für Kohärenz im Massnahmenvollzug» (Komass) besucht die 57-Jährige seit Jahren Insassen im Ausschaffungstrakt. Bis anhin hatte sie die Einlasskontrolle stets passieren können. Was ist geschehen?

Wegen ihrer Glasknochenkrankheit sitzt Ceesay seit ihrer Kindheit im Rollstuhl. Aufgrund der Fragilität ihrer Knochen eignet sich nicht jeder Stuhl. Deshalb durfte sie in der Vergangenheit bei Gefängnisbesuchen ihren eigenen benutzen. Er ist passend gepolstert und hat Vorrichtungen, um das Risiko des Herausfallens zu minimieren. Diesmal wurde ihr aber beschieden, sie erhalte nur im hauseigenen Rollstuhl Einlass. Aus Sicherheitsgründen ist es eigentlich niemandem erlaubt, mit dem eigenen Rollstuhl ins Gefängnis zu fahren. Darin könnten Drogen oder Waffen geschmuggelt werden. Ceesay wies drauf hin, dass das Umsteigen für sie nicht nur mit Unannehmlichkeiten, sondern auch mit einigen Verletzungsrisiken einhergehe.

Aussage gegen Aussage

Caroline Hess-Klein vom Dachverband Integration Handicap für Behinderte verweist auf die gängige Rechtslage. Gefängnisse sind Gebäude des Gemeinwesens und somit für die Öffentlichkeit zugänglich. Deshalb müssen sie auch behindertengerecht sein. Da Ceesay aber auf den Gebrauch ihres eigenen Rollstuhls angewiesen sei, sei es nicht zumutbar, den Rollstuhl zu wechseln und in einen Stuhl zu sitzen, der für sie ein Verletzungsrisiko bergen könnte.

Jessica Meise, die stellvertretende Mediensprecherin des Amts für Justizvollzug, sagt: «Eine angemessene Kontrolle konnte nicht stattfinden, da sich Frau Ceesay im Gegensatz zu früher weigerte.» Detaillierter könne sie den Fall nicht kommentieren. Man sei auf die Kooperation aller Beteiligten angewiesen – auch bei der Kontrolle, die die Besucher absolvieren müssten. Annelise Ceesay widerspricht der Aussage des Amts für Justizvollzug, sie habe eine «angemessene Kontrolle» verweigert, vehement. Ceesay sieht sich diskriminiert und hat den Behindertendachverband informiert. Dieser prüft nun, ob Anzeige erstattet werden soll.

Die Brücke, die Wasser lässt

Die Stauffacherbrücke in Zürich scheint zu rinnen. Doch der Strahl ist gewollt und heisst «Stetslauf».

Martin Huber

Zürich - Die Stauffacherbrücke bietet derzeit ein spezielles Schauspiel: Aus ihr sprudelt ein beständiger Wasserstrahl in die darunterfliessende Sihl. Dabei handelt es sich nicht etwa um eine Panne oder einen Rohrbruch, sondern um das Kalkül der Stadtzürcher Wasserversorgung. Dieses trägt den bemerkenswerten Namen Stetslauf, wie Sprecherin Riccarda Engi sagt.

Gegen den Frost

Ein solcher wird jeweils in den Wintermonaten angebracht, um den Durchfluss in den durch die Brücke verlaufenden Trinkwasserleitungen zu gewährleisten und so ein Einfrieren zu verhindern. Jeweils Ende November wird der Stetslauf geöffnet und in der Regel – je nach Temperatur – Ende März wieder abgestellt. Neben der Stauffacherbrücke

gibt es bei zehn weiteren Zürcher Brücken Stetsläufe: Gessnerbrücke, Quaibrücke, Schanzengrabenbrücke, Bleicherwegbrücke, Sihlbrücke, Rathausbrücke, Rudolf-Brun-Brücke, Uto-

brücke, Selnaubrücke und Postbrücke. Die Stauffacherbrücke ist ein Spezialfall, wie Riccarda Engi sagt. Weil sich dort der Stetslauf in der Mitte der Brücke befindet, sieht man das Wasser sehr gut



Begehrter Brunnen: Die plätschernde Stauffacherbrücke. Foto: Urs Jaudas

plätschern. Bei den anderen Brücken fliesst das Wasser unauffällig auf der Seite ab.

Minimer Verlust

Der Schieber für den Stetslauf befindet sich auf der Stauffacherbrücke selber, wo ihn Mitarbeiter der Wasserversorgung betätigen können, um das Wasser an- oder abzustellen. Bei der Quaibrücke etwa muss dies via Boot geschehen. Der Wasserverlust, den die Stetsläufe verursachen, liegt laut Engi im untersten Prozentbereich. Letztes Jahr waren es 0,1 Prozent der Gesamtjahresabgabe von 51 Millionen Kubikmeter Trinkwasser in der Stadt Zürich. Der durchschnittliche Verbrauch pro Tag beläuft sich auf 144 000 Kubikmeter Trinkwasser.

Die imposante Stauffacherbrücke zwischen Selnau und Aussersihl wurde 1899 nach einem Entwurf des Ingenieurs Robert Maillart vom damaligen Stadtbaumeister Gustav Gull gebaut, von dem auch das Landesmuseum und die Amtshäuser Urania stammen. Auf den vier Eckpfeilern stehen Bronzelöwen, die der Bildhauer Urs Eggenschwyler gestaltet hat. Die Stauffacherbrücke steht unter Denkmalschutz.

Open Day Energie-Coaching

Energieeffizient sanieren?

Öffentliche Besichtigung
Samstag, 14. März 2015

Anmeldung unter:
www.stadt-zuerich.ch/open-day

Auf dem Weg zur 2000-Watt-Gesellschaft



Pantsula verleiht Flügel: Teboho Moloi (links) und Venter Teele Rashaba (rechts) beim Warm-Up vor einem Workshop in Liestal.

Südafrika

«Jetzt sind es Schwarze, die Schwarze unterdrücken»

Seit zwei Jahren pendeln die Tänzer Venter Teele Rashaba und Teboho Moloi zwischen Workshops an Schweizer Schulen und ihrem Leben in einem Johannesburg Township. Ein Spagat zwischen den Welten.

VON SARA WINTER SAYILIR (INTERVIEW) UND
LUCIAN HUNZIKER (BILDER)

Venter Teele Rashaba (26) und Teboho Moloi (30) sind Tänzer, ihr Tanz heisst Pantsula. Es ist ein schneller Strassentanz, entwickelt in den Townships der Fünfziger- und Sechzigerjahre im Südafrika der Apartheid. Heute ist Pantsula mit seinen schnellen Bewegungen und der coolen Art, tänzerisch kleine Geschichten zu erzählen, zu einer populären Jugendkultur geworden. Es geht um Spass, aber auch um Kondition und Identität. Seit zwei Jahren unterrichten die beiden Johannesburg nun Schweizer Schülerinnen und Studenten in Pantsula. Angefangen hat diese Art des Kulturaustausches 2015 mit ein paar Workshops anlässlich des Kinostarts von «Life in Progress», einem Dokumentarfilm der Zürcher Filmemacherin Irene Loebell (siehe Surprise 348/2015). Über mehrere Jahre hatte Loebell die Pantsula-Tanzgruppe Taxido im Johannesburg Township Katlehong mit der Kamera begleitet, Venter Teele Rashaba und Teboho Moloi sind zwei ihrer Protagonisten. Aufgewachsen in bitterer Armut und mit wenigen Chancen auf Bildung, bot der Tanz ihnen eine Alternative zu Kriminalität und Perspektivlosigkeit.

Für die Workshops an Schweizer Bildungseinrichtungen kommen Rashaba und Moloi extra für ein paar Wochen eingeflogen. Mit den teilnehmenden Jugendlichen schauen sie den Film an, stehen ihnen für Diskussion und Fragen zur Verfügung und geben dann eine Lektion Pantsula. Es ist ihr dritter Aufenthalt in der Schweiz, das Interesse an weiteren Kursen – und damit weiteren Schweiz-Aufenthalten – ist hoch.

Teboho Moloi und Venter Teele Rashaba, Sie sind zum dritten Mal in der Schweiz. Hat sich Ihr Eindruck von der Schweiz seit Ihrem ersten Besuch 2015 verändert?

Venter Teele Rashaba: Als wir 2015 hier ankamen, fiel mir auf, dass die Polizisten am Flughafen alle Weissen durchliessen und nur uns kontrollierten.

Teboho Moloi: Auch jetzt schaut man uns auf der Strasse an, als sei irgendwas nicht in Ordnung. Irgendwann fragst du dich, warum gucken die so? Ist irgendwas in meinem Gesicht? Manchmal glaube ich, die Leute haben Angst, ich würde meine Jacke öffnen und alle in die Luft sprengen. Aber wir lachen darüber und nehmen es nicht allzu ernst. Die meisten Menschen hier sind sehr nett. Ich geniesse es, hier zu sein.

Rashaba: Wir sind Schlimmeres aus Südafrika gewohnt. Ich finde die Schweiz immer noch sehr schön und freue mich auf unsere nächste Tour. Ausserdem habe ich mich beim letzten Besuch in eine Schweizerin verliebt, die mich letzten Sommer in Südafrika besucht hat.

Wie haben Sie einander kennengelernt?

Rashaba: Ihre Familie hatte «Life in Progress» gesehen und wollte mich kennenlernen. In ihren Augen verpflichtete sie ihr Wohlstand zum Hel-

fen. Zunächst konnte ich das nicht annehmen, ich mag solche Art der Wohltätigkeit nicht. Ich gebe die Hilfe, die ich bekomme, lieber gleich an andere weiter. Nun unterstützen sie meinen Sohn, der bei meiner Ex-Freundin und ihrer Mutter lebt. Ich bin sehr dankbar dafür.

Spüren Sie Vorbehalte Ihnen gegenüber unter den Schülern und Studentinnen, mit denen Sie arbeiten?

Rashaba: Nein. Die Schüler in den Schulen sind fasziniert von «Life in Progress» und von uns. Was ich aber sehe, ist, dass wir glücklich sind, und viele von ihnen nicht. Obwohl wir aus dem armen Südafrika kom-

«Hier schaut man uns auf der Strasse an, als sei irgendwas nicht in Ordnung. Irgendwann fragst du dich, warum gucken die so? Ist irgendwas in meinem Gesicht?»

Teboho Moloi



men und sie aus der reichen Schweiz. Aber ich glaube, indem wir an die Schulen gehen und mit den Schülern diskutieren, ändern wir schon etwas.

Inwiefern?

Moloi: Nachdem die Jugendlichen den Film «Life in Progress» geschaut und wir mit ihnen diskutiert haben, kommen sie zu uns und sagen: «Ihr habt uns gezeigt, wie wertvoll das Leben ist, das wir leben, und wir bemerken es gar nicht.» Im Film sehen sie, dass es Menschen gibt, die unter ganz anderen Bedingungen leben als sie selbst, unter viel schlechteren Bedingungen. Ich erinnere mich an einen Jungen in St. Gallen, der sagte: «Ich glaube nicht, dass ich eine Woche im Township überleben würde.»

Rashaba: Sollte es der Schweiz einmal nicht mehr so gut gehen, dann werden diese jungen Leute wenig Überlebenschancen haben. Sie haben nicht gelernt zu teilen, Verantwortung für andere zu übernehmen.

Und das bringen Sie den Jugendlichen bei?

Moloi: Bei uns lernen sie, die gute Seite zu sehen in Bezug darauf, wo sie geboren wurden. Sie sehen, wie privilegiert sie sind, und lernen das zu schätzen, anstatt traurig darüber zu sein, dass das Leben nicht immer perfekt ist.

Was bringt die Schweiz Ihnen bei?

Moloi: Immer wenn wir hier in eine Schule kommen, werden wir herzlich aufgenommen und unsere Arbeit wird hoch geschätzt. Die Menschen behandeln uns mit Respekt, etwas, was wir so nie erwartet hätten. Und das Alter spielt keine Rolle. Wenn man hierzulande Lehrer ist, wird man respektiert, sogar von Gleichaltrigen.

Rashaba: In gewisser Weise ändert die Schweiz gerade mein Leben. In Südafrika wird das, was wir tun, nicht wertgeschätzt.

Woran liegt das?

Rashaba: Wir leben in einem Township. Das ist ein Ort, der extra dafür geschaffen wurde, dass wir ohne irgendeine Form von Perspektive oder Möglichkeiten dort leben. Wann immer Vertreter des Staates ins Township kommen, sind es uniformierte Einheiten, die Drogenrazzien veranstalten, aber Bildung bringt uns keiner. Erst haben wir unter der Unterdrückung durch das Apartheidsystem gelitten, nun sind wir immer noch nicht frei. Nur ist es jetzt umso ärgerlicher, weil es Schwarze sind, die Schwarze unterdrücken. Deswegen habe ich meine eigene Organisation gegründet, um nicht mehr darauf zu warten, dass der Staat etwas tut.

Was für eine Organisation ist das?

Rashaba: Meine Tanzschule. Sie bedeutet sehr viel für die Gemeinschaft dort. Es gibt viele schlechte Einflüsse, viel Drogenmissbrauch, Kriminalität. Ich bin wie eine helfende Hand, weil ich die Kinder an einem Ort sammle und ihnen etwas beibringe. Damit verringere ich das Risiko, dass sie straffällig werden, nehme den Eltern Sorgen ab. Aber ich bekomme nichts dafür, nicht einmal 100 südafrikanische Rand, um ein bisschen Essen zu kaufen.

Was meinen die Familien der Tanzschüler zu Ihrer Arbeit? Schätzen die, was Sie leisten?

Rashaba: Manche der Eltern ja. Sie rufen an und laden mich zum Abendessen ein. So ernähre ich mich zeitweise. Oder ich esse bei Freunden. Ich suche mir absichtlich keinen Brotjob, denn das würde bedeuten, all das fallenlassen zu müssen, was ich aufgebaut habe. Würde ich mich auf eine bezahlte Arbeit konzentrieren, wären die Kinder wieder auf der Strasse, würden im Gefängnis landen, drogenabhängig werden.

Warum setzen Sie sich so für die Kinder ein?

Rashaba: Ich bin allein aufgewachsen, ohne Eltern. Ich musste schauen, dass ich irgendwie an Geld für Essen kam. Also verkaufte ich beispielsweise Marihuana. Ich war sehr jung und hatte Kontakt zu vielen Kriminellen und Gangstern. Ich wusste nicht, was ich anderes hätte tun können. Immer wenn ich aus der Schule kam, fragte ich mich: Was werde ich essen? Dann fing ich mit dem Tanzen an. Das hat mein Leben verändert. Deswegen habe ich überlebt.

Moloi (deutet auf seinen Freund): Venter hält die Kids von der Strasse fern, so dass sie die negativen Seiten des Lebens im Township gar nicht erst sehen. Sie sind immer am Proben, und wenn sie fertig sind, ist es dunkel, dann gehen sie nach Hause und schlafen. Am nächsten Tag gehen sie wieder zur Schule und danach zum Tanzen.

Bekommen Sie Unterstützung vom Staat? Immerhin nehmen Sie ihm quasi Arbeit ab.

Rashaba: Die lokalen Funktionäre des ANC (Regierungspartei African National Congress, Anm. d. Red.) wissen, was ich tue, sie kennen mich, haben mich aufwachsen sehen. Doch alles, was sie mir zu sagen haben, ist: «Wir haben auch klein angefangen.» Ich sehe das als Beleidigung.

Südafrika wird in den Medien oft als Entwicklungsmotor dargestellt, der viele Arbeitsmigranten aus anderen Teilen des Kontinents anzieht. Das scheint mit dem Land, von dem Sie erzählen, wenig zu tun zu haben.

Rashaba: Die Leute, die für Arbeit oder Bildung nach Südafrika kommen, bringen oft viel Geld von dort mit, wo sie herkommen. Und wenn du Geld hast, kannst du in Südafrika viel erreichen. Es geht um Korruption. Diese Immigranten gründen Firmen, und die laufen gut, weil sie Geld haben, um das System zu schmieren. Wir armen Südafrikaner haben keine Arbeit. Für uns ist es auch schwer, Wohnungen zu finden

«Erst haben wir unter der Unterdrückung durch das Apartheidsystem gelitten, nun sind wir immer noch nicht frei. Nur ist es jetzt umso ärgerlicher, weil es Schwarze sind, die Schwarze unterdrücken.»

Venter Teele Rashaba



oder an eine ordentliche Gesundheitsversorgung heranzukommen. Vor nicht allzu langer Zeit musste ich operiert werden, ich schwebte in Lebensgefahr, aber das Krankenhaus wollte nicht operieren. Keine Versicherung, kein Geld. Doch dann hat Irene sich dahintergeklemmt, die Filmemacherin aus der Schweiz, und plötzlich ging alles ganz schnell. Weil sie das nötige Geld hat (lacht).

Moloi (lacht ebenfalls): Sie haben gedacht: Schweiz? Oh nein, schnell operieren. Bloss keine schlechte Presse.

Rashaba: Niemand hat es sich ausgesucht, in einer armen Familie geboren zu sein. Ich fühle mich sehr unwohl, darüber zu reden. Ich bin fast gestorben, weil ich kein Geld hatte. Nur weil jemand aus der Schweiz sich eingesetzt hat, hab ich überlebt. Es gab viele dort im Krankenhaus, denen es so ging wie mir, und für die hat sich keiner engagiert. Einer ist gestorben. Es ist schrecklich.

Im Film träumten Sie noch davon, zur Universität zu gehen und zu studieren. Ist dieser Traum inzwischen wahr geworden?

Rashaba: Ja. Wenn auch nicht an der Universität, so doch an einem College. Es ist eines der besten in Afrika. Ich studiere Public Relations und Management, das kommt auch der Organisation zugute.

Inwiefern?

Moloi: Venter gibt das, was er am College lernt, auch an seine Schüler weiter, die sich das Studium nicht leisten können.

Rashaba: Ich werde erst sagen, dass ich erfolgreich war, wenn ich das Leben der Leute im Township verändert habe. Wir müssen mit gutem Beispiel vorangehen. Jetzt träume ich davon, ein paar meiner Studenten in die Schweiz zu bringen. 2017 könnte es bereits so weit sein. Ausserdem würde ich gern für ein Studium in die Schweiz kommen, um hier zu leben und mich weiterzubilden. Aber es könnte sein, dass ich dann für den Rest meines Lebens diskriminiert werde. Das ist anstrengend. Ich möchte herkommen und zweifle gleichzeitig. Vielleicht ist es auch in Ordnung, zum Arbeiten hierher zu kommen und wieder nach Hause zu fahren. ■

Neue Workshops

Venter Teele Rashaba und Teboho Moloi werden von Anfang Mai bis Mitte Juli wieder auf Workshop-Tournee in der Schweiz sein. Es gibt noch freie Daten. Anfragen bitte an contact@lifeinprogress.ch

Life in Progress

Der Dokumentarfilm der Zürcher Filmschaffenden Irene Loebell liefert eine eindrucksvolle Einsicht in das Leben im Johannesburg Township Katlehong. Hier hat sich, auch 20 Jahre nach dem Ende der Apartheid, die materielle Situation der Bewohner kaum verbessert. Über den Strassentanz Pantsula versuchen die Jugendlichen ihren eigenen Weg aus der Armut zu finden.



Wir verlosen drei DVDs von «Life in Progress».

Schicken Sie uns bis zum 20. März eine E-Mail mit Name und Adresse und Betreff «Progress» an redaktion@strassenmagazin.ch oder eine Postkarte an Redaktion Surprise, Spalentorweg 20, 4051 Basel.